

Arbeiter der Nacht

ALEXANDRE MARIUS JACOB

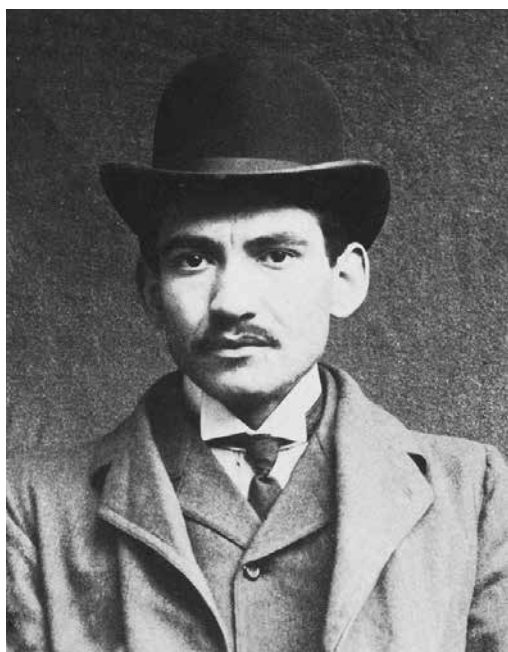
Arbeiter der Nacht

Aus dem Französischen
von Daniel Fastner

Mit einem Nachwort
von Andreas Gehrlach



Matthes & Seitz Berlin



**Warum ich
gestohlen habe**

Meine Herren,

Sie wissen nun, wer ich bin: ein Aufständischer, der vom Ertrag seiner Einbrüche lebt. Außerdem habe ich mehrere Hotels in Brand gesteckt und meine Freiheit gegen die Angriffe der Machthaber verteidigt. Mein ganzes dem Kampf gewidmetes Leben habe ich offengelegt; als Problem überlasse ich es Ihrem Verstande. Da ich niemandem das Recht zubillige, über mich zu richten, flehe ich weder um Vergebung noch um Nachsicht. Ich erbitte nichts von ebenjenen, die ich hasse und verachte. Sie sind die Stärkeren! Verfügen Sie über mich, wie Ihnen beliebt, schicken Sie mich in die Strafkolonie oder aufs Schafott, es ist mir herzlich egal! Doch bevor wir voneinander scheiden, lassen Sie mich ein letztes Wort an Sie richten.

Da Sie mir hauptsächlich zur Last legen, ein Dieb zu sein, wird es nützlich sein zu definieren, was Diebstahl ist. Nach meiner Ansicht ist der Diebstahl ein von jedem Menschen empfundener Drang sich zu nehmen, um seine Bedürfnisse zu stillen. Dieser Drang zeigt sich in allen Dingen: von den Gestirnen, die gleich Lebewesen geboren werden und sterben, bis zum Insekt, das sich in einem so kleinen, so winzigen Raumteil entwickelt, dass wir es mit unseren Augen kaum erkennen können. Das Leben ist nichts anderes als Diebstahl und Gemetzel. Die Pflanzen und das Vieh verschlingen einander, um zu bestehen. Das eine kommt nur auf die Welt, um dem anderen als Futter zu dienen. Ganz

gleich, welchen Grad an Zivilisation oder besser Vervollkommnung der Mensch erreicht, dieses Gesetz verletzt er nicht; ihm kann er sich nur bei Strafe des Todes entziehen. Er tötet Pflanzen wie Tiere, um sich zu nähren. Als König der Tiere ist er unersättlich.

Neben den Nahrungsmitteln, die ihm das Leben sichern, nährt sich der Mensch außerdem von Luft, von Wasser und von Licht. Hat man aber jemals zwei Menschen sich deretwegen streiten oder an die Gurgel gehen sehen? Nicht dass ich wüsste. Und doch sind dies die kostbarsten Nahrungsmittel, ohne die ein Mensch nicht leben kann. Ganz ohne Zufuhr der Stoffe, für die wir einander versklaven, sind wir in der Lage, tagelang fortzuleben. Ist Vergleichbares etwa mit der Luft möglich? Nicht einmal eine Viertelstunde. Wasser macht drei Viertel unseres Körpergewichts aus und ist für die Elastizität unseres Gewebes unabdinglich; ohne Wärme, ohne Sonne, wäre das Leben gänzlich unmöglich.

Nun nimmt, stiehlt jeder Mensch diese Mittel, von denen er sich nährt. Macht man ihm daraus vielleicht ein Verbrechen, eine Straftat? Gewiss nicht! Warum spart man aber die übrigen Nahrungsmittel aus? Weil sie Anstrengung, einen Betrag an Arbeit erfordern. Arbeit aber zeichnet eine Gesellschaft aus, will sagen die Vereinigung aller Individuen zur Erlangung von viel Wohlstand unter wenig Aufwand. Gibt diese Definition nun ein Bild des Bestehenden wider? Sind Ihre Institutionen auf solchen Organisationsprinzipien gegründet? Die Wirklichkeit beweist das Gegenteil. Je mehr ein Mensch arbeitet, desto weniger verdient er; je weniger er produziert, desto mehr Nutzen zieht er daraus. Das Verdienst spielt also keine Rolle. Diejenigen, die vor nichts

zurückschrecken, reißen allein die Macht an sich und beeilen sich, ihren Diebstahl für rechtens zu erklären. Das Oben und Unten der sozialen Stufenleiter ist nichts als Gaunerei auf der einen und Idiotie auf der anderen Seite. Wie können Sie verlangen, dass ich, im Wissen um diese Wahrheit, einen solchen Zustand anerkenne?

Der Spirituosenhändler oder Bordellbesitzer wird reich, während das Genie vor Elend auf einem Krankbett zugrunde geht. Der Bäcker, der das Brot knetet, hat davon nicht genug; beim Schuster, der Tausende Schuhe herstellt, gucken die Zehen heraus; der Weber, der ganze Kleiderbestände fertigt, hat selbst keine, um sich zu verhüllen; der Maurer, der Schlösser und Paläste baut, hat in seiner elenden Bruchbude selbst kaum Luft zum Atmen. Die, die alles produzieren, haben nichts, und die, die nichts produzieren, haben alles.

Ein solcher Zustand kann nur zum Antagonismus zwischen den arbeitenden Klassen und der besitzenden, sprich faulenzenden Klasse führen. Es kommt zum Kampf, und der Hass leitet seine Schläge.

Sie nennen einen Menschen »Dieb und Banditen«, Sie lassen die Strenge des Gesetzes gegen ihn walten, ohne sich zu fragen, ob es anders sein könnte. Hat man jemals einen Rentier gesehen, der zum Einbrecher geworden wäre? Ich kenne offen gestanden keinen. Aber ich, der ich weder Rentier noch Besitzender bin, sondern nur ein Mann, der nichts als seine Arme und sein Hirn hat, um das eigene Fortleben zu sichern, musste einen anderen Weg einschlagen. Die Gesellschaft ließ mir nur drei Mittel, mein Dasein zu fristen: die Arbeit, das Betteln und den Diebstahl. Die Arbeit

stößt mich nicht ab, sie gefällt mir, ja der Mensch kann nicht einmal ohne Arbeit auskommen; seine Muskeln und sein Hirn verfügen über eine bestimmte Menge an Energie, um sie zu verausgaben. Was mich abstieß, war Blut und Wasser zu schwitzen für einen Bettelohn, war das Produzieren von Reichtümern, um die ich geprellt worden wäre. Kurz gesagt, es stieß mich ab, mich der Arbeitsprostitution auszuliefern. Bettelei ist eine Erniedrigung, das Aufgeben aller Würde. Jeder Mensch hat ein Recht auf das Festmahl des Lebens.

Das Recht zu leben bittet nicht, es nimmt.

Der Diebstahl ist die Rückerstattung und Rücknahme von Besitz. Statt in eine Fabrik gesperrt zu sein wie in ein Zuchthaus und statt zu erbetteln, worauf ich ein Recht hatte, zog ich es vor, mich aufzulehnen und Schritt für Schritt meine Feinde zu bekämpfen, indem ich Krieg gegen die Reichen führte und ihre Vermögen angriff. Ich verstehe natürlich, dass es Ihnen lieber gewesen wäre, wenn ich mich Ihren Gesetzen unterworfen hätte; wenn ich als folgsamer und ausgelagter Arbeiter für eine lächerliche Bezahlung Reichtümer geschaffen hätte und mich, sobald der Leib verbraucht und das Hirn abgestumpft gewesen wären, zum Verrecken in eine Straßenecke zurückgezogen hätte. Dann würden Sie mich nicht »zynischen Banditen«, sondern »ehrlichen Arbeiter« nennen. Schmeichelnd hätten Sie mir die Arbeitsmedaille verliehen. Die Priester versprechen ihren Dummen ein Paradies; Sie hingegen sind weniger abstrakt, Sie bieten ihnen einen Lappen aus Papier.

Ich danke Ihnen vielmals für so viel Güte, so viel Dankbarkeit, meine Herren. Lieber bin ich ein Zyniker, der um seine Rechte weiß, als eine Arbeitsmaschine und ein Knecht.

Sobald ich dieses Bewusstsein besaß, gab ich mich dem Diebstahl ohne Skrupel hin. Ich teile nicht Ihre heuchlerische Moral, die die Anerkennung des Eigentums wie eine Tugend preist, während es in Wahrheit keine schlimmeren Diebe als die Eigentümer gibt.

Schätzen Sie sich glücklich, meine Herren, dass dieses Vorurteil im Volke Wurzeln geschlagen hat, denn es ist Ihr bester Schutzmann. Im Wissen um die Ohnmacht des Rechts, oder, besser gesagt, der Gewalt haben Sie das Volk zum verlässlichsten Ihrer Verteidiger gemacht. Aber nehmen Sie sich in Acht: Alles hat seine Zeit. Alles, was durch List und Gewalt geschaffen und errichtet ist, können List und Gewalt auch wieder zerstören.

Das Volk entwickelt sich fortlaufend. Rechnen Sie damit, dass all die Hungerleider, all die Bettler, in einem Wort, alle Ihre Opfer, wenn sie über diese Wahrheit aufgeklärt und ihrer Rechte bewusst sind, mit Brechstange bewaffnet Ihre Domizile stürmen gehen, um sich die Reichtümer zurückzuholen, die sie selbst geschaffen und die Sie ihnen gestohlen haben! Glauben Sie, dass sie darum unglücklicher wären? Ich stelle mir das Gegenteil vor. Wenn sie gründlich darüber nachdenken, würden sie eher all die Risiken auf sich nehmen, als Sie zu mästen und unter dem Elend zu ächzen. Das Gefängnis ... die Strafkolonie ... das Schafott!, wird man rufen. Doch was sind diese Aussichten verglichen mit dem Leben eines unter all den Qualen Abgestumpften? Der Minenarbeiter, der sein Brot in den Eingeweiden der Erde erstreitet, ohne jemals einen Sonnenstrahl zu sehen, kann von einem Augenblick zum nächsten einer Gasexplosion zum Opfer fallen; der Dachdecker, der auf den Dächern

wandert, kann herunterstürzen und sich alle Knochen brechen; der Seemann kennt den Tag seiner Abfahrt, doch ob er wieder in den Hafen zurückkehren wird, das weiß er nicht. Zahlreiche andere Arbeiter ziehen sich in Ausübung ihres Berufs tödliche Krankheiten zu, verbrauchen sich in der Arbeit, vergiften sich, schufteten sich für Sie zu Tode; sogar die Gendarmen und Polizisten, Ihre Büttel, finden zum Preis eines Knochens, den Sie ihnen zum Abnagen hinwerfen, mitunter den Tod, wenn sie gegen Ihre Feinde in den Kampf ziehen.

In Ihrem beengten Egoismus befangen, bleiben Sie skeptisch gegenüber dieser Sicht der Dinge, nicht wahr? Das Volk hat Angst, scheinen Sie zu sagen. Wir regieren es durch die Angst vor Repression; wenn es aufschreit, werden wir es ins Gefängnis werfen; wenn es aufmuckt, werden wir es in die Strafkolonie deportieren; wenn es handelt, werden wir es guillotiniert. Eine falsche Rechnung, meine Herren, glauben Sie mir! Die von Ihnen auferlegten Strafen sind kein Mittel gegen die Akte der Revolte. Die Repression ist ganz und gar kein Heilmittel oder auch nur Linderung, sondern nur eine Verstärkung des Übels.

Die Strafmaßnahmen können nur Hass und Rache säen. Es ist ein fataler Kreislauf. Haben Sie denn, seit Sie Köpfe abtrennen und die Gefängnisse und Strafkolonien bevölkern, verhindert, dass der Hass zum Ausdruck kommt? Reden Sie! Antworten Sie! Die Tatsachen beweisen Ihre Ohnmacht. Ich für meinen Teil wusste genau, dass mein Handeln keinen anderen Ausgang nehmen konnte als die Strafkolonie oder das Schafott. Sie müssen wissen, dass mich das nicht vom Handeln abgehalten hat. Wenn ich Diebstahl begangen habe,

dann ging es mir nicht um Ertrag und Pfunde, sondern um das Prinzip und das Recht. Ich zog es vor, meine Freiheit, meine Unabhängigkeit und meine Menschenwürde zu bewahren, statt mich zum Schöpfer des Wohlstands eines Herrn zu machen. Um es unverblümt und ohne Euphemismus zu sagen: Ich war lieber Dieb als Bestohler.

Natürlich verdamme auch ich es, wenn sich jemand mit Gewalt und List der Früchte der Arbeit eines anderen bemächtigt. Doch ebendeshalb habe ich den Krieg gegen die Reichen geführt, gegen die Diebe der Habe der Armen. Auch ich würde gerne in einer Gesellschaft leben, in der der Diebstahl ausgemerzt wäre. Ich bin mit Diebstahl nur einverstanden und habe ihn nur begangen als geeignetes Mittel der Revolte gegen die ungerechteste Form des Diebstahls: das Privateigentum.

Um eine Wirkung aufzuheben, muss man zuerst ihre Ursache beseitigen. Wenn es Diebstahl gibt, so nur, weil auf der einen Seite Überfluss und auf der anderen Not herrscht; weil alles nur einigen Wenigen gehört. Der Kampf wird nur enden, wenn die Menschen ihre Freuden und ihre Mühsal, ihre Arbeit und ihre Reichtümer zusammenlegen; nur, wenn alles allen gehört.

*Als revolutionärer Anarchist habe ich meine Revolution gemacht
Auf dass die Anarchie komme*

Jacob

Erinnerungen eines Aufständischen

Eigentum ist Diebstahl.

PROUDHON

Für meine Mutter

- He, Georges! Wir sind da, steh auf!

Unsanft aus meinem Schlummer gerissen, sprang ich mit einem Satz auf. Den noch schlaftrunkenen Blick auf meinen Begleiter gerichtet fragte ich:

- Abbeville?

Pélissard¹ nickte zustimmend.

Auf der Stelle schnürte ich mein Handwerkszeug zusammen, drehte mir eine Zigarette und zündete sie an; dann musterte ich den Himmel, um mich zu vergewissern, ob es immer noch regnete wie bei unserer Abfahrt aus Paris.

Pélissard verstand.

- Es regnet heftig, mein Alter!, sagte er und schüttelte dabei die rechte Hand. Es ist düster wie in einer Backröhre.

- Umso besser!, sagte ich lächelnd.

- Du hast leicht reden, du mit deinem Regenmantel. Aber für mich ist das kein Spaß. Ich habe nicht mal einen Schirm.

- Pah! Keine Stunde und du hast einen.

Das schrille Pfeifen der Lokomotive setzte unserem Gespräch ein Ende. Der Zug hielt. Wir wurden erwartet.

Auf dem Außenbahnsteig, am Fahrgastausgang, empfing uns Bour², eine Tasche über die Schulter gehängt.

- Wie geht's, Georges?

- Muss ja.

- Und dir, Léon?

- Sehr gut, antwortete Pélissard.

Die Tasche, die er mit sich führte, war sehr klein und konnte uns nicht von Nutzen sein. Außerdem wunderte ich

mich, dass er sie nicht in einem Schließfach gelassen hatte. Ich sprach ihn darauf an.

– Pah!, antwortete er mir mit argloser Miene, mach dir darum keine Sorgen! Ich trage sie lieber mit mir, sie wird mich nicht stören.

Dann fügte er spöttisch hinzu:

– Du musst immer etwas zum Meckern haben; ohne bist du nicht zufrieden.

– Habe ich damit etwa unrecht?

– Ach wo! Griesgram!

– Da gibt es nichts zu lachen, setzte ich nach. Du hast ja auch wie immer ganze Arbeit geleistet, du Witzbold! In Zukunft überlasse ich dir gleich das Monopol aufs Telegrammeformulieren ...

– Ach ja, unterbrach uns Pélissard, lasst uns darüber kurz sprechen! Meine Herren, da hast du ja was Ordentliches fabriziert!

Verdutzt, weil er unsere Anwürfe ganz und gar nicht verstand, blickte Bour uns nacheinander an. Nach ein paar Sekunden mit dieser Masche wurde er ungeduldig:

– Was quatscht ihr da? Also sagt schon!

– In zwei Worten: Erinnerst du dich an die Formulierung, die ich dir für das Telegramm genannt habe?, fragte ich.

– Auf's Wort, antwortete er selbstsicher.

– Dann sag mal! Wir werden ja sehen.

Betreten stockte er für einige Sekunden, dann zog er sein Notizbuch aus der Tasche und sagte:

– Ich kann mich nicht irren. Hier ist die Kopie.

Während Pélissard mit der Taschenlampe darauf leuchtete, las er: »Zweifelhafte Reverenzen. Nächste Abfahrt.«

- Du bist ein Hornochse!, rief Pélissard. »Zweifelhafte Referenzen« hatte Georges dir gesagt, und er hatte auch nicht von Ankunft oder Abfahrt gesprochen. Ein Hohlkopf bist du, so was aber auch!

- Nun ist es eben so, denken wir nicht mehr dran!, sagte ich zu ihm, um die sarkastischen Bemerkungen Pélissards abzuschwächen. Merk dir in Zukunft die Sachen besser!

Um das Thema zu wechseln, fügte ich hinzu:

- Übrigens, wie viele Villen hast du klargemacht?

- Elf.

- Geben alle was her?

- Ja.

- Sieh an! Es gibt auch Positives zu berichten!... Und in welchen Straßen? ... Mach ihm mal ein bisschen Licht, sagte ich zu Pélissard. Damit er uns die Liste vorliest.

- Rue Notre-Dame, Chaussée des Bois, Chaussée Marcadet, Place Saint-Pierre ...

- Ist das alles?

- Ja. Reicht das nicht?

- Doch. Aber du bist nicht zu den guten Ecken gegangen: Rue Saint-Gilles, Rue Millevoye, Rue de la Tannerie ... Vor allem Rue de la Tannerie. Dort hält sich der Neugierige auf.

- Ich meine sehr wohl, dass ich mir die Straßen angesehen habe, sagte Bour, aber nichts hat sich angeboten. (Nach einer Pause:) Oh! Und außerdem, weißt du, ich hab richtig Schicke ausgesucht: Adlige, Rentiers, Eigentümer ...

- Umso besser! Dann los! Wir werden ja sehen.

Beschleunigten Schritts machten wir uns auf unsere Inspektionstour. Der Regen prasselte ohne Unterlass auf uns nieder, ein feiner, durchdringender Regen, der uns frösteln ließ.

- Schmuddeliger Beruf, schmuddeliges Wetter, stöhnte Pélissard.

- Sei nicht ungeduldig!, sagte Bour. Wir sind bald beim ersten: ein Adliger.

- Das kratzt mich gar nicht, ob es ein Adliger oder ein Bourgeois ist, erwiderte Pélissard säuerlich. Die Hauptsache ist, dass ich einen Regenschirm und einen Mantel finde.

Die wenigen Reisenden, die mit uns den Zug verlassen hatten, waren bereits unseren Blicken entschwunden. Die Straßen, durch die wir zogen, waren wie leergefegt.

Nach einem Marsch von zehn Minuten fasste Bour mich am Arm und sagte:

- Da is eins!

Ich steuerte mit ihm auf die Tür zu und ließ den Kegel der Taschenlampe darauf fallen.

- Heruntergefallen!, rief Bour. Schau, da auf dem Boden, fügte er hinzu, während er auf das ganz mit Schlamm beschmierte papierne Siegel zeigte.

- Pech gehabt. Gehen wir schnell woanders hin, sagte ich. Lasst uns den Regen ausnutzen, um rasch irgendwo hineinzukommen.

- Noch zehnmal das Gleiche, seufzte Pélissard, und das war's mit Mantel und Regenschirm. Gott, was ein Schlamassel!

Der Regen, der Schlamm, die Kälte verdarben ihm die Laune.

Nach langen Wegen und Umwegen, die wir der Unerfahrenheit Bours zu verdanken hatten, der sich in Abbeville, weil zum ersten Mal dort, nicht recht auskannte, beendeten wir unsere Inspektionstour eine Stunde nach unserer Ankunft.

Von elf Siegeln waren zehn heruntergefallen. Ein einziges befand sich noch an der Tür: Place Saint-Pierre Nr. 5.

– Was ist das für einer?, fragte ich Bour.

– Ein Rentier, antwortete er mir nach einem Blick in sein Notizbuch.

Ich kannte die Villa, ich hatte es bei jeder unserer Reisen nach Abbeville bewohnt gesehen. Zur Sicherheit ging auch ich noch einmal und überprüfte die Siegel. Es gab keinen Zweifel: Sie hielten. Wir entschieden uns zum Vormarsch.

Aus reicher Erfahrung schöpfend, kam ich nach einem kurzen Blick auf die Tür zu der Einschätzung, dass sie nicht zu durchbrechen war. Ähnlich alten Kirchenportalen mit ihren starken Schlössern und dicken Ziernägeln mit diamantförmigen Köpfen ließ sich diese Tür nicht bezwingen. Ich ließ es meine Begleiter wissen, aber Pélissard war anderer Meinung. Er machte einen gewaltsamen Versuch, doch seine Bemühungen blieben vergebens.

– Wir machen uns besser am Kellerfenster zu schaffen, sagte ich.

Der Vorschlag wurde angenommen, und nach einigen Stößen löste sich das Gitter. Ich trug es sogleich fort und schob es, um es vor den Blicken von Passanten zu verbergen, unter ein Tor in einigen Metern Entfernung von den Abbeviller *Nouvelles Galeries* gegenüber der Wohnung und den Büros des Steuereintreibers. Während meiner kurzen Abwesenheit hatte Bour versucht, in den Keller einzudringen, war aber an einer horizontal im Fensterrahmen befestigten Eisenstange gescheitert.

Angesichts der Aussichtslosigkeit, an dieser Stelle weiter vorzudringen, machte ich mich auf die Suche nach einem

anderen Weg, ins Haus einzudringen. Ich begab mich auf die Straße, um das Gebäude besser begutachten zu können. Nach einigen Minuten sorgfältigen Prüfens fiel mir auf, wie unbedarft die Fensterläden befestigt waren. Normalerweise sind die äußeren Klappen in den Fensterrahmen eingelassen; diese hingegen fand ich außerhalb des Rahmens angebracht, sodass Stöße von unten nach oben genügen würden, um sie aus ihren Angeln zu heben, oder Stöße von innen nach außen, um den Riegel oder Eisenstab, der anstelle eines Espagnoletteverschlusses eingesetzt war, aufzubrechen.

Ich teilte meinen Begleitern mit, was ich beobachtet hatte, und fragte, ob wir es ihrer Meinung nach durch das Fenster versuchen sollten. Sie stimmten zu und wir machten uns umgehend an die Arbeit.

Beim zweiten Stoß öffneten sich die Läden um einen Spalt, der weit genug war, dass ich meine Hand hindurchschieben und den Eisenstab drehen konnte. Sie gingen auf. Die Fensterbank befand sich auf einer Höhe von ungefähr einem Meter sechzig. Ich setzte mich mit einem Satz auf die Kante und zerschlug, nachdem ich mich vergewissert hatte, dass niemand durch die Straße kam, mit der Faust die Scheibe. Dann langte ich mit der Hand durch das zerbrochene Fenster und bewegte den Riegel, um die inneren Flügel zu öffnen. Sobald das Fenster geöffnet war, sprang ich in das Parterrezimmer und bereitete mich darauf vor, meinen Gefährten beim Einstieg zu helfen, als Pélistard mich unter dem Vorwand, die zerbrechende Scheibe habe reichlich Lärm gemacht, aufforderte, wieder herunterzukommen.

- Lasst uns eine Runde gehen, fügte er hinzu, und wenn uns nichts Ungewöhnliches auffällt, kommen wir zurück und machen weiter.

- Das ist Unsinn, was du da sagst, erwiderte ich. Dass die Scheibe sehr laut war, ist klarerweise umso mehr Grund, dass ihr nicht dort stehen bleiben solltet. Was, wenn ein Nachbar seine Nase ans Fenster hält? Falls er niemanden sieht, legt er sich wieder hin; falls er aber euch zwei da entdeckt, ist halbwegs ausgemacht, dass er die Polizei verständigt.

Er zuckte mit den Achseln und sagte:

- Mach es halt auf deine Art! Bleib, wenn du willst; aber ich steig noch nicht ein. Ich dreh 'ne Runde.

Angesichts dieser Halsstarrigkeit drang ich nicht weiter in ihn, sondern sprang auf den Bürgersteig und schob die Fensterläden zu, um den Einbruch zu verdecken; dann schloss ich zu den beiden auf, die auf der Place du Pilon einen Halt einlegten.

Ich machte meiner Unzufriedenheit Luft:

- So habe ich noch nie gearbeitet, erklärte ich ihnen, und dieses neue Vorgehen ist ganz sicher nicht zu unserem Vorteil.

- In der Tat, sagte Bour. Ich begreife diese ganze Herantasterei nicht.

Pélissard schwieg.

Da dies weder die Zeit noch der Ort war, eine Diskussion vom Zaun zu brechen, wies ich Pélissard an, an der Place du Pilon zu bleiben und Wache zu stehen, während Bour und ich durch die Rue de l'Hôtel-de-Ville gehen würden.

Pélissard, der bei dem Rundgang nur zu gerne außen vor blieb, stimmte sofort zu.

Bour und ich entfernten uns von ihm. Auf dem Weg rauchte ich eine Zigarette und schimpfte auf Pélissard. Einen Augenblick lang hatte ich den Impuls, einfach wieder in den Zug zu steigen. Ich sprach es Bour gegenüber an.

- Da wir jetzt einmal Zugang zum Haus haben, ziehen wir es besser durch, sagte er.

Nach reiflicher Überlegung arrangierte ich mich mit dieser Position und so schlugen wir den Weg durch die Rue des Carins ein. Als wir am Tor ankamen, wo ich das Kellerfenstergitter versteckt hatte, staunten wir nicht schlecht, dort auf Pélissard zu treffen.

- Das ist nicht sehr klug, was du da machst, sagte ich zu ihm. Du hättest dortbleiben sollen.

- Pah! Ich bin ja einfach nur weggegangen. Ich habe nichts Ungewöhnliches gesehen. Alles ist still.

Durch seine Versicherung beruhigt, öffnete ich, sobald ich dort angelangt war, das Fenster und stieg ein. Die beiden folgten mir. Bour schloss die Läden wieder und ließ sich, die Wache übernehmend, in einem Sessel nieder. Ich machte Licht und begann mit Pélissard zusammen, das Haus zu durchstöbern. Das Zimmer, in dem wir uns befanden, hatte nur wenig Mobiliar: Lediglich einige wertlose Bilder, eine alte Truhe und eine Chaiselongue, auf der verschiedene Einrichtungsgegenstände aufgehäuft waren, zierten den Raum.

Wir gingen in den Salon hinüber. Als wir durch die Eingangshalle kamen, verriegelte ich die Tür, damit wir im Falle eines Alarms noch Zeit hätten, in aller Ruhe durch den Garten zu fliehen, der sich zur Seite des Gymnasiums hin erstreckte.

Erste Auflage Berlin 2026
Copyright © 2026
MSB Matthes & Seitz Berlin Verlag mbH
Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin
info@matthes-seitz-berlin.de

Originaltitel: *Écrits*

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werks
für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG.

Cover: Karin Kolb, Berlin
Satz und Layout: Tom Mrazauskas, Berlin
Druck und Bindung:

ISBN 978-3-7518-1073-9

www.matthes-seitz-berlin.de